

Schulaufsätze wie Radiomanuskripte

Autor(en): **Annen, Daniel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **57 (2001)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schulaufsätze wie Radiomanuskripte

Gedanken zu heutigen Deutschkenntnissen

Von Daniel Annen

Sind wir in eine andere Welt versetzt? – Der spätere Schriftsteller Meinrad Inglin besuchte in den Jahren 1906–1913 das Gymnasium im Kollegium «Maria Hilf» in Schwyz. Da verfasste er einmal unter dem Titel «Ir ensult nicht vil gefragen!» und dem Untertitel «Dialog» einen Aufsatz, der sich, zusammen mit den Korrekturen des damaligen Deutschlehrers, im handschriftlichen Nachlass des Dichters erhalten hat. Inglin begann seinen Text so:

«Zwei Freunde, ein Student und ein Kaufmann haben Wagners Parsival beigewohnt und führen auf dem Heimwege folgendes Gespräch:

Stud: Ich kenne keine andere Oper unseres genialen Wagners, in dem die Steigerung der dramatischen Spannung von einem so feinen Motive abhängt, wie in Parsifal. Parsifal, der «reine Tor», könnte durch eine einzige Frage an den König Amfortas die ganze Situation umgestalten; aber er unterlässt diese Frage. Der Grund dazu gibt Wagner nicht direkt an. Wolfram v. Eschenbach aber hat in seinem Epos die Unterlassung der Frage begründet: Parsifal hat den einstigen Rat des alten Gurnemanz «Ir ensult nicht vil gefragen» nicht vergessen; er handelte immer noch danach.

Kaufm: Ob dieser Rat nicht ein «deus ex machina», ein Kunstgriff Wolframs war, um die spätere Unterlassung der erlösenden Frage zu motivieren?

Stud: Ganz gewiss nicht; Der Rat hat seine vollständige Berechtigung. Er verdiente, als Sprichwort im Munde zu leben. Übrigens haben wir ja ein ähnliches: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. [...]»

Und so geht das weiter ... – und wir fühlen uns wirklich in eine andere, in eine längst vergangene Welt versetzt, auch wenn dieser Schulaufsatz nur etwa 90 Jahre alt ist. Wir staunen geradezu: Was dieser Gymnasiast schon alles wusste! Dass ein Mittelschüler derart «ungezwungen» in gelehrter Gedankenführung und distanzierter Stillage so etwas wie eine literaturwissenschaftliche Propädeutik entwickelt, und dies noch mit Rückgriff auf eine

ausladend vielseitige Wagner-Oper und einen respektablen, mehrschichtigen mittelhochdeutschen Versroman, das scheint uns im Jahr 2000 schon nicht gerade der Normalfall zu sein.

«Ungezwungen»? – Das Wort führt auf falsche Fährten. Die Verstöße gegen die formale Korrektheit – der Textausschnitt ist hier absichtlich mit all seinen Fehlern wiedergegeben – drängen jedenfalls kaum die Vermutung auf, hier habe einer aus eigener, sprudelnder Sprachsouveränität heraus Dinge treffend bezeichnet und Sätze in brillanten Fluss gebracht. Dem später berühmten, nicht zuletzt für seine stilistisch-sprachliche Zucht berühmten Dichter unterlaufen böse Orthographie- und Grammatikfehler («der Grund» statt «den Grund»). Und dass die «Oper» mit einem falschen, nämlich nicht mit einem femininen Relativpronomen bezeichnet wird, können wir ebenso wenig rühmen. Überhaupt wäre mehr semantische Präzision denkbar; Inglin's Deutschlehrer schlug denn auch vor, «die ganze Situation» durch «die traurige Lage» zu ersetzen.

Sprachzerfall?

Von der formalen Korrektheit her müssten wir uns also nicht in eine andere Welt versetzt fühlen. Im Gegenteil: Die relativ kurze Textpassage kann kaum die immer wieder gehörte Klage vom Sprachzerfall bei den Jugendlichen unserer Tage bestätigen. An der sprachlichen Korrektheit beziehungsweise eben Unkorrektheit wird es also nicht liegen, dass diese Schülerprosa von einer Aura des Altmodischen umgeben ist.

Sondern? Zu beachten ist: Hier griff ein Gymnasiast auf schulisch vorpräparierte Inhalte, Strukturen und Akzentsetzungen zurück. Ein gesellschaftlicher Konsens über den abendländischen Bildungsfundus wurde affirmativ bestätigt, was sich bis in die Wahl einzelner Wörter bemerkbar macht (z. B. «unseres genialen Wagners», «deus ex machina»). Wohlgeformtheit war wichtig (offenbar übrigens auch dem Deutschlehrer, der die «Frage an den König Anfortas» umgewandelt hat in die «Frage des Königs Anfortas», obwohl man dann allein von der Formulierung her nicht mehr weiss, ob der Genitiv Subjekt oder Objekt ist). Selbst die Dialogform wirkt derart distanziert, dass sie an eine mächtige sokratisch-platonische Tradition erinnern mag.

Und just dies alles ist heute anders geworden; just darum verwirrt uns ein solcher Schülertext, als wäre er ein Revenant aus entfernten Epochen. Die distanzierte Orientierung an der Tradition ist heute weitgehend verschwunden.

Heute thematisieren Gymnasiasten in ihren Aufsätzen eigene Erfahrungen, markieren subjektive Standpunkte, pointieren persönliche Meinungen. Sie setzen sich dabei mit dem Hier und Jetzt ihrer Lebenswelt auseinander; das ist ihre Kultur, nicht einfach das Überlieferte, mag es noch so erhaben und monumental daherkommen. Neuere Texte können zwar, zumindest ansatzweise, ebenfalls zu Dialogen werden – aber: Ihre Dialogizität kommt nicht aus dem Gegenüber von fiktiven Figuren, die miteinander debattieren wie bei Inglin der erfundene Kaufmann und der ebenso erfundene Student. Sie wächst vielmehr aus einer Art Zwiegespräch zwischen dem Schreibenden und dem Leser. Der Textproduzent gibt sich recht deutlich zu erkennen und spricht seinen Leser mehr oder weniger direkt an, als wäre sein Aufsatz Teil einer spontanen Gesprächssituation. Und vielleicht hängt auch damit zusammen, dass der Umgang mit sprachlichen Normen streckenweise nicht gerade sorgfältigste Achtsamkeit findet.

Eine Zürcher Studie

Dass es all die hier aufgezählten Merkmale in jüngeren Texten von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten gibt, das zeigt der Zürcher Germanist Peter Sieber in einer Studie mit dem Titel «Parlando in Texten: Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit». «Parlando»: Der aus der Musikwissenschaft übernommene Begriff ist sehr treffend; er zeigt jene eben angezeigte Nähe zu Spontaneität und mündlicher Sprechsituation an, die in Arbeiten heutiger Mittelschüler immer wieder anzutreffen ist. Parlando-Texte lassen sich von daher wohl am ehesten mit Radiomanuskripten vergleichen, sofern sie gelungen sind.

Siebers Arbeit fusst auf einer immensen Materialbasis. Einerseits gehören dazu die 1994 von ihm herausgegebenen Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das mehr als 800 in den Jahren 1988 bis 1990 entstandene Texte aus verschiedenen Fächern des Mittelschulunterrichts und aus der Proseminarstufe der Universität analysierte, um das Niveau der Schreibfähigkeiten bei der Schnittstelle Gymnasium-Hochschule zu orten. Andererseits hat nun Peter Sieber für sein 1998 erschienenes Buch diese synchrone Forschungsausrichtung durch eine diachrone Untersuchung ergänzt: Er hat Maturaaufsätze eines schweizerischen Gymnasiums von 1881 bis 1991 unter dem Aspekt der Textqualität unter die Lupe genommen.

Was zeigt sich? Sind die Schreibkompetenzen von Maturandinnen und Maturanden im Lauf der Zeit wirklich derart zurückgegangen, wie man das immer wieder hören kann?

Differenzierung ist angezeigt. Nicht selten zielt die Klage von den abnehmenden Sprachfähigkeiten auf die formale Korrektheit der Texte; und da ist tatsächlich, über den Daumen gepeilt, von 1881 bis 1991 eine Zunahme an Fehlern festzustellen, wie wir schon angedeutet haben. Bei der Interpretation einer solchen Entwicklung ist indes Vorsicht am Platz. Auch ältere Arbeiten zeichnen sich nicht einfach durch konsequente Einhaltung formaler Normen aus; der eingangs zitierte Aufsatzbeginn aus der Hand Inglin's war mit seinen Fehlern keineswegs eine böse Ausnahme. Vielmehr gab es immer schon eine relativ grosse Bandbreite, nicht erst in neuerer Zeit, wie das ein gängiger Sprachzerfalls-Topos hartnäckig behauptet. Bemerkenswert ist auch, dass ein sehr grosser Teil von Orthographiefehlern heute eher einfach zu schreibende Wörter betrifft, was Flüchtigkeit oder Sorglosigkeit und nicht zwingend mangelnde Beherrschung als Ursache vermuten lässt. Überhaupt ist die Orientierung an Normen recht uneinheitlich. Seit langem der fehlerträchtigste Bereich in der Graphie ist die Interpunktion.

Kein Grund zur Sorge also? Das sei nicht behauptet. Denn sobald sich die jungen Schreibenden nicht mehr auf sprachliche Korrektheit konzentrieren, sondern durch andere Schwierigkeiten absorbiert werden, also zum Beispiel durch physikalische Zusammenhänge bei der Beschreibung von naturwissenschaftlichen Versuchen – da kann schon wieder ein anderes Bild entstehen. Es scheint dann nachgerade so, als gäbe es eigene Regelsysteme formaler Richtigkeit für Texte, die ausserhalb der schulischen Aufsatz-Situation geschrieben werden. Als ob dort andere Normen zum Beispiel für die Interpunktion gültig wären ...!

Noch besorgniserregender dürfte die Textur jüngerer Schüleraufsätze sein, auf die Sieber gewiss mit Fug und Recht immer wieder den Blick lenkt. Was in diesem Bereich oft nicht gelingt, das ist die Realisierung einer Gesamtidee: Die heutige Schülerschaft lässt sich zwar – nicht selten durch die Themenstellung bedingt – auf komplexe inhaltliche Fragen ein, aber gerade «dieses globale inhaltliche Wagnis» scheitert dann oft «in der Realisierung einer überzeugenden textuellen Gesamtidee, in der Bewältigung eines überzeugenden textuellen Wegstückes». Mögen die Themen selber recht vielschichtig strukturiert sein, ihre sprachlich-thematische Entfaltung lässt oft die adäquate Struktur vermissen. Allzu sehr scheint sie einem assoziativen «stream of consciousness» zu folgen statt einer konsequenten Planung, stellt Unverbundenes relativ unvermittelt nebeneinander, durchläuft abrupte Szenenwechsel. Sie zapft und surft mal dahin, mal dorthin.

Die Verknüpfungen einzelner Propositionen werden oft nicht zur Genüge transparent; Übergänge sind nicht hinreichend explizit gemacht. Vieles muss

der Leser selber erschliessen und ergänzen aufgrund einer nicht klar ins Auge springenden Hintergrundslogik. Ergo: Neuere Texte setzen beim Rezipienten zu viel voraus.

Weitere Probleme betreffen «die syntaktische Durchstrukturierung der Texte» sowie «den Einsatz lexikalischer, die Dinge und Sachverhalte genau benennender Mittel», wobei auch im Bereich der semantischen Korrektheit in naturwissenschaftlichen Texten mehr Fehler anzutreffen sind als in jenen, die als eigentliche Deutschsaufsätze entstanden sind.

All das, so ist zu vermuten, hat mit der im Zeitraum von 1881 bis 1991 zunehmend stärkeren Orientierung an der Mündlichkeit zu tun; eben: All das gehört zur Entwicklung hin zum Parlando.

Veränderte Kommunikationsmuster

Spannend ist zu lesen, wie Sieber nach den Gründen für diesen grossen Wandel forscht. Nicht nur unsere individuellen Kommunikationsbedürfnisse sind anders geworden, auch der gesellschaftliche, also überindividuelle Kommunikationsbedarf im Zuge sozialer Veränderungen – und schliesslich, damit zusammenhängend, unsere Kommunikationsbedingungen. So wird Parlando zu einem Indiz für soziokommunikativen Sprachwandel, der sich auch in der Schule bemerkbar macht: Zum Beispiel werden im Aufsatzunterricht andere Themen gestellt und andere Inhalte als relevant erachtet. Das Thema «Ir esult nicht vil gefragen!» fände heute, würde es überhaupt noch gestellt, gewiss auch bei der Schülerschaft nicht die thematische Behandlung wie im eingangs zitierten Beispiel.

Ferner liegt generell zum Beispiel die «Vermündlichung» von Texten in einer übergreifenden Tendenz der Sprachentwicklungen. Parlando kann von da her auch als Gegenbewegung zum distanzierten Sprachduktus von einst in Erwägung gezogen werden.

Ebenso ist die Thematisierung von subjektiven Erfahrungen, die unter anderem zu den neuen Schreibhaltungen führt, ein weithin anzutreffender Trend; man schaue nur einmal genauer hin, wie persönliche Erlebnisse von Politikern oder generell von berühmten Leuten immer mehr gar vor der Öffentlichkeit personalisiert werden, bekanntlich bis zum Seelenstriptease. Gleichzeitig sind Individualität und Identitätsfindung wichtige Maximen, zum Teil sogar institutionell abgesichert, tauchen sie doch nicht selten in Lehrplänen auf.

Umgekehrt hat das stark auf Faktenwissen und sprachliche Wohlgeformtheit abhebende Bildungsideal, wie es sich noch in der eingangs zitierten Inglin-Passage zeigt, andern pädagogischen und didaktischen Vorstellungen Platz gemacht.

Und als Fazit?

Wir müssen, meine ich, dankbar sein für solche Arbeiten, wie sie Peter Sieber vorgelegt hat. Denn erst aufgrund solcher Analysen lässt sich der Ist-Zustand in eine klare Auslegeordnung jenseits von Klischees bringen, so dass dann auch ein Soll-Zustand ableitbar ist.

Ob das nötig ist? Mehr denn je, denke ich. Ich versuche zum Schluss, diese meine Meinung durch drei Thesen zu verdeutlichen:

1. Die in unseren Schulen anzutreffenden Sprachfähigkeiten sind in manchen Belangen besser als ihr in der Öffentlichkeit angeschlagenes Prestige. Nur: Sie sind auch nötiger als einst. Unsere Welt wird immer komplexer – also wird gewiss auch eine vielschichtig differenzierende, präzise erfassende und sinnvoll durchstrukturierende Schreibfähigkeit zur Erfassung dieser Welt immer notwendiger. Gerade die Fähigkeit, kohärente und semantisch präzise Texte zu bilden, dürfte bei zunehmender Komplexität noch mehr gefordert sein, und zwar in den verschiedensten Fachgebieten. Gerade sie lässt jedoch zum Teil zu wünschen übrig. Dem Trend zur unverbundenen Aneinanderreihung, zu den abrupten Szenenwechseln müsste man also gegensteuern, zumal dieser Trend, der an das dem heutigen Lebensgefühl vielfach entsprechende Surfen im Internet oder an hart montierte Filme erinnert, sich in der Wahrnehmungsstruktur unserer Jugendlichen noch weiter verankern dürfte.
2. Unsere «Risikogesellschaft» verlangt immer mehr und immer komplexer strukturiertes Wissen, weil ja schliesslich Risiken durch Wissen und nicht durch irgendwelche Gefühle und schon gar nicht durch unzulässige Komplexitätsreduktionen erkannt werden. Ergo vermute ich auch: Sie fordert von uns immer mehr die Fähigkeit, das Wissen in sprachlich distanzierter Objektivität zu ordnen und dabei allenfalls – gegenläufig zu dem im gegenwärtigen Gymnasium beobachtbaren Trend – von der eigenen subjektiven Erfahrung zu abstrahieren.
3. Allerdings: Da wir uns auch nach der Schulzeit immer mehr neuen Lernnotwendigkeiten anpassen müssen, sind all die eben genannten schönen Forderungen nicht schon bald Schnee von gestern? Wie denn?!

Gerade unter den vielberufenen Bedingungen lebenslangen Lernens ist doch zu vermuten, eine hochentwickelte Schreibkompetenz werde noch an Bedeutung zunehmen. Sie wird aller Voraussicht nach nämlich stets erforderlich sein, wird sich durchhalten, mag sich in den verschiedenen Wissensgebieten noch so viel ändern – sich durchhalten als die Brain-Grundsoftware, auf der andere Kompetenzen, insbesondere auch jene der Fremdsprachen, aufbauen.

Gewiss, der allgemeine Kommunikationsbedarf, die persönlichen Kommunikationsbedürfnisse und die Kommunikationsbedingungen unserer Texte werden sich weiterhin ändern und Neues von unseren sprachlichen Darstellungsmöglichkeiten fordern. Die sprachliche Weltbemächtigung als Grundfertigkeit aber wird kaum schon bald obsolet sein. Sie ist, nehme ich mal an, eine Fähigkeit ohne Verfalldatum. Oder hatte Leibniz ganz und gar Unrecht, wenn er die Sprache als Spiegel des Verstandes erkannte?

Literatur

Peter Sieber (Hrsg.): Sprachfähigkeiten – besser als ihr Ruf und nötiger denn je. Ergebnisse und Folgerungen aus einem Forschungsprojekt. Aarau/Frankfurt a.M./Salzburg: Sauerländer 1994.
Peter Sieber: Parlando in Texten: Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998.